

Die Kewerwelt

Nr. 30

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1899

Jakob.

(Fortsetzung.)

Roman von Alexander L. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

Sie haben heute Abend bis jetzt garnicht getanzt, Herr Wall?"

"Nein, ich mußte mit Verschiedenen über Geschäfte reden."

"Und Sie glaubten, das ist wichtiger als Tanzen?"

Ja, das glaubte er wirklich und lachte.

"Sie glauben, Sie können in der Welt vorwärts kommen ohne uns?" fragte Frau Steiner und sah ihn höhniisch an.

Aber Törres verstand nicht recht und sah von ihr hinüber auf die Dame vis-à-vis, während eine neue Tour begann.

Als sie wieder zur Ruhe kamen, sagte Frau Steiner:

"Haben Sie je einen Mann vorwärts kommen sehen ohne weibliche Hilfe?"

Jetzt verstand Törres und antwortete rasch:

"Ich habe einen Mann gekannt, der in einen großen Hof hineintrathete; aber er wurde doch nichts Anderes bei alledem als ein altes Weib sein Leben lang. Es kommt darauf an, sehen Sie —"

"O, Sie nehmen Alles so grob!" rief sie;

"wissen Sie denn etwas Mächtigeres als das Weib?"

"Ja, den Mann, wenn er Geld hat," antwortete Törres und lachte mit seinen gelblichen, starken Bauernzähnen.

Er wurde ihr in einem Augenblicke fast fürchterlich; diese grobe Kraft, welche hier drinnen verkleidet herumging zwischen gedankenlosen, jungen Mädchen, Lieutenants und Blumen. Sie wollte, weiß Gott, nichts mehr mit ihrer Entdeckung zu thun haben; Julie sollte ihn mit Vergnügen bekommen.

"Sie verstehen sich nicht auf die Weiber," sagte sie trocken.

"Aber Sie, Frau Steiner, verstehen sich auf die Männer."

Sein Ton und Blick waren aufrichtige Bewunderung.

"Wollen Sie da Rath von mir annehmen?" fragte sie, etwas milder gestimmt.

"Wenn Sie so — so herablassend sein wollen?"

"Ja, gewiß will ich so herablassend sein," antwortete sie und lachte; "aber sagen Sie mir zuerst, sind nicht die Bauern arg langsam in der Liebe?"

"Wie? Langsam?"

"Ob sie sich nicht lange besinnen?"

"Die Mädchen?"

"Beide Theile."

"Was sollten die Jungen sich bestimmen?" rief Törres und lachte wieder.

Sie fing seinen Blick auf, der sie fast gierig vom Scheitel bis zur Zehe verschlang, und sie sah ein, daß es gefährlicher war, mit diesem Manne über solche Dinge zu reden als mit den Lieutenants.

Sie antwortete trocken: "Ich glaubte, auf dem Lande würden die Ehen erst nach langen Uebersetzungen von beiden Seiten geschlossen."

"Ja, Ehen!" antwortete er, und wurde sofort ernsthaft. "Das meinten Sie also?"

"Aber so geht es nicht bei uns," sagte Frau Steiner mit einem schnellen Blick hinüber zu Julie und dem Lieutenant, welche sich gerade zu unterhalten schienen; "bei uns muß ein Mann dreist und schnell sein, im rechten Augenblicke zugreifen — sonst —"

"Sonst?"

"Sonst kommt ein Anderer," antwortete sie und begann die sechste Tour.

Seine Augen wichen jetzt nicht von Julie, als ob er fürchtete, es könnte sie ihm Jemand noch während des Tanzens wegnehmen.

Es war nicht weiter Zeit zum Reden. Törres folgte seiner Dame in das kleine Zimmer, wo sie sich ausruhen wollte. Er hätte so gern gefragt; aber er stotterte nur in der Aufregung:

"Würden Sie mir also rathen zu — zu —"

"Das Glück hilft dem Muthigen," sagte sie lächelnd und ging von ihm.

Es war gegen zwölf Uhr und der Ball auf seinem Höhepunkte; kein Zwang mehr und noch keine Müdigkeit oder Uebertreibung. Alle amüsirten sich zusammen, während jeder Einzelne mit seinen Intriquen und kleinen Plänen, Hoffnungen, Uebersetzungen und Enttäuschungen beschäftigt war. Ein gefährlicher, berausender Duf von Liebe und Wein strömte durch Saal und Zimmer auf und nieder.

Törres war in einem wunderlichen Aufruhr von schwellendem Selbstgefühl und Unternehmungsdrang. Er hatte früher nie gesehen, wie hübsch Julie sein konnte. Der kleine Kopf sah so fein auf dem schlanken Hals; sie war ausgeschnitten, hatte aber um den ganzen Kragen und auf den Schultern einen reichen Besatz von alten kostbaren Spitzen, welche ihr Vater einmal mitgebracht, aber nie seine Frau hatte überreden können, zu tragen.

Dabei war sie roth vom Tanz und lustig, ohne an das Saure und Stachelige da draußen in der Stadt und hier in den Winkeln zu denken.

Nur während der Française war Julie etwas aus der Stimmung gekommen. Denn erstens hatte ihr Kavaller, Lieutenant Filtvedt, sie ausschließlich von seiner hoffnungslosen Verehrung für Frau Steiner unterhalten. Und dann hatte sie während des Tanzes das Paar vis-à-vis beobachtet. Es war schmächtig, schien es Julie, von ihrer Freundin, so mit Herrn Wall zu kokettiren, wenn sie ihn doch nur zum Narren haben wollte; dazu war er wirklich zu gut.

Tante Sophie kam zuweilen von ihren vielen

Geschäften draußen in den Ballsaal herein, um nach der Jugend zu sehen, und sie hatte ausdrücklich mit Kemmermiene erklärt, daß Herr Wall der einzige Mann im Saale wäre. Das schien Julie nun nicht, aber es war jedenfalls garnicht über ihn zu lachen. Wenn ihr Tanz kam, wollte sie aufrichtig freundlich zu ihm sein, vielleicht ihn etwas vor Yulli warnen.

Nach der Française wollte Törres nicht mehr tanzen vor dem Balzer mit Julie. Er machte darum nur eine kurze Extratour mit Vantpräsident Christensen's Tochter, welche sich sauer und steif herumschwenken ließ, während er selbst, ebenso gut wie alle Andern, wußte, daß das ein Tanz war, den alle Jünglinge durchmachen mußten, wenn sie zu den jungen Kräften gerechnet werden wollten.

Darauf ging er in die Herrenzimmer hinein, beschäftigt mit sich selbst und seinem Glück, dem Glück, das er schon in seiner Hand zu halten schien. Hatte Frau Steiner ihm nicht deutlich zu verstehen gegeben, daß Julie nur herumging und auf einen dreisten Schritt von ihm wartete? Der sollte nicht ausbleiben, und dann — dann war er mit einem Male oben auf.

Drinnen auf einem Sopha saß Herr Jessen und gab sich den Anschein, zum Hause zu gehören. Törres war so hoch oben, daß er ihn im Vorbeigehen zurief:

"Na, Jessen, tanzt Du nicht?"

Es war nicht Zeit genug, daß diese Frechheit hätte Eindruck machen können; denn Oberlehrer Hammer, welcher sich den ganzen Abend damit amüsirte, die jungen Leute zu unteruchen, nahm auf dem Sopha Platz und fing ein Gespräch an.

Schnell hatte Herr Jessen dem alten Herrn anverraut, daß er des Ganzen müde wäre; besonders hätte das Leben ihn eine ungeheure Geringschätzung der Weiber gelehrt.

Das fand der Alte zwar äußerst verständig, aber ebenso traurig; er äußerte seine Theilnahme und sprach die Hoffnung aus, daß die Zeit das vielleicht heilen würde. Aber Herr Jessen antwortete mit einem schweren Blicke, daß die Hoffnung todt wäre.

Als dies eine Weile gewährt hatte, sagte der Oberlehrer plötzlich:

"Aber, Herr Jessen, Sie haben ganz bestimmt Talent!"

"Ich? Nein — wie meinen Sie denn das?"

"Haben Sie nicht viele Verwandte?"

"Ja, o ja," antwortete Herr Jessen verwirrt, "die Familie meiner Mutter ist sehr groß, dänischen Ursprungs."

"Ah!" brach der Oberlehrer überrascht aus, "und da ist kein Talent in der Familie?"

„Nein — nicht, daß ich wüßte.“
 „Höchst absonderlich,“ sagte der freundliche alte Herr und betrachtete Herrn Jessen mit Interesse.
 „Meine Mutter spielt ein bißchen,“ sagte er fürchtlich.

„Das kann ich mir denken; aber sehen Sie: jede große Familie hat heutzutage ein Talent, einen Maler oder jedenfalls einen Schriftsteller, und Sie kennen keinen in Ihrer Familie?“

„Nein, nein — ich glaube nicht.“
 „Das ist ja höchst auffallend,“ sagte der Oberlehrer ernsthaft; „aber halt; wenn Sie selbst der Mann wären!“

Jessen wurde es ganz heiß.
 „Ohne es zu wissen — ja, so geht es oft!“ sagte der alte Herr und erhob sich; „da geht man herum wie ein anderer gewöhnlicher Mensch mit einem unbewußten Talent, bis in einer schönen Morgenstunde — schwupp! da ist es da!“ Er tupfte Herrn Jessen geheimnißvoll an die Stirn, während er weiter auf seine Munde ging.

Ganz benommen saß Herr Jessen wieder in seinem Sopha und vergaß den Lärm des Balles, während er an das Neue und Unvernünftige dachte, daß er wahrscheinlich Talent hätte. Und je länger er daran dachte, um so wahrscheinlicher kam es ihm vor.

War es nicht das Talent, was heraus wollte, wenn er sich beständig nach etwas Höherem sehnte? War es nicht immer das Talent, das nicht anerkannt wurde?

All dies hatte der kluge, alte Herr gesehen; konnte er sich jetzt nur selbst darüber klar werden, was das für ein Talent war, das in ihm lag!

Der Nächste, den der Oberlehrer traf, war Törres Ball; der Alte grüßte gutmüthig; er kannte ihn so halbwegs; ob er sich gut amüßte?

„Tausend Dank — ausgezeichnet!“ antwortete Törres, entzückt über diese neue Auszeichnung, und ergriff die Hand des Anderen, was nicht die Meinung war. Der Oberlehrer ging schnell weiter, indem er Krüger darin Recht gab, daß mit dem Menschen kein Verkehr sei.

Aber Törres ging und wartete auf den Tanz mit Fräulein Julie, welcher, wie er sich bewußt war, ein Wendepunkt in seinem Leben werden sollte, stärkte sich mit ein paar Glas von Krüger's berühmtem Weihnachtspunsch, ohne daß das starke Getränk ihm anders zu Kopfe stieg, als daß es seinen Muth heller machte und etwas die Vorsicht verschleierte, welche ihm sonst so tief im Blute lag.

Einer seiner Freunde stellte ihn dem neuen Geistlichen vor.

„Wir sind ziemlich nahe Landsleute, so ungefähr,“ sagte der Geistliche freundlich; „mein Vater war auch Rächner, und nannte sich nach dem Hofe — Opstad — Sie kennen ihn gewiß?“

„Nein!“ antwortete Törres kurz; war jetzt Zeit an Schnurzwall zu denken?

Der Geistliche, welcher neu und vorsichtig war, schwenkte ab; aber Törres leerte noch ein Glas und eilte in den Ballsaal; der Walzer sollte anfangen.

XI.

Während des ganzen vorhergehenden Tanzes war Julie mit Jolla Blum in ihrem Privatzimmer gewesen. Sie war müde und fühlte den Drang, mit Jemandem zu plaudern. Es war übrigens lange her, daß Jolla Blum nicht mehr zur Vertrauten erwählt worden war.

„Wie gefällt er Dir, Jolla, wenn Du aufrichtig sein willst?“

„Bist Du wirklich in ihn verliebt?“ fragte Jolla, anstatt zu antworten.

„Ich weiß nicht.“

„Dann bist Du es.“

„Nein, weitab! Es ist nur das, daß sie nicht das Recht haben soll, ihn zum Narren zu machen.“

„Frau Steiner macht Alle zu Narren, selbst ihre besten Freunde, sagt man.“

„Sie sollte nur versuchen!“

„Du solltest nur alles das wissen, was man von ihr sagt.“

Sonst hemmte Julie sie, wenn sie auf all den

Klatsch kam, der über Frau Steiner in der Stadt umlief; aber heute Abend ließ sie Jolla Blum ihr Herz erleichtern.

„Kannst Du Dir denken? Man sagt auch, sie hat Einen in Christiania, einen wirklichen.“

„Ihren Mann, meinst Du —“

„Nein! Noch Einen! Wirklich so Einen; Du weißt.“

„Ach, Geschwäg, Jolla!“

„Ja, man sagt auch,“ fuhr sie eifrig fort; „man sagt, sie hat auch mit dem Ball ein Verhältniß, während sie so thut, als macht sie ihn zum Narren, damit es Keiner merken soll.“

„Wer sagt das?“ rief Julie heftig.

„Ja, man sagt so; ich weiß nicht mehr, wer?“ antwortete Jolla Blum mischuldig.

Als sie wieder in den Saal kamen, sollte gerade der Walzer anfangen, welchen Julie Törres versprochen hatte, und er stand schon und suchte sie mit den Augen; er war so groß, daß er den Meisten über die Köpfe weg sah.

Als sie einmal getanz hatten, nahmen sie auf einem kleinen Sopha im Saale Platz und Törres fühlte sein Herz schlagen in Erwartung dessen, was kommen sollte; inzwischen war es ihm nicht möglich, einen Anfang zu finden.

Es war Julie, welche zuerst sagte:

„Sie hatten eine amüsante Frau, aise?“

„O ja!“

„Sie ist bezaubernd?“

„Frau Steiner? O — Jeder nach seinem Geschmack,“ sagte Törres und sah ihr plötzlich fest in die Augen.

Julie wurde etwas roth und machte unwillkürlich einen Ruck zur Seite.

„Sie ist sehr gefährlich —“

„Nicht für Alle,“ antwortete Törres. Julie erhob sich, und sie tanzten wieder. Sie hatte geglaubt, daß Lulli ihn ganz in ihrem Garn hätte, und das glaubte Lulli gewiß auch. Und nun galt es ja ihr selbst. Er ging mit Heirathsgedanken im Kopfe herum; aber das wollte Julie auf keine Weise hören, wenigstens jetzt noch nicht.

Vergebens versuchte Törres weiter zu kommen; sie hielt ihn zurück und lenkte ab, so daß die Unterhaltung nicht weiter kam als zu Kleinigkeiten, über welche sie lachten.

Nach dem Tanze wollte Törres, unruhig und nervös, sie nicht fahren lassen. Sie sagte, daß sie hinaus müßte zu Tante Sophie in die Küche. Er wollte mitgehen; sie konnte ihn nicht loswerden. Durch das Zimmer der alten Dame kam er mit, fast bis zur Küchentür; sie lachte noch, war aber halb auf ihn böse.

„Sehen Sie, hier trennen wir uns!“ rief sie und reichte ihm die Hand.

„Aber — aber, wir sind doch einig?“ brachte er endlich heraus.

„Ja, da!“ rief Julie lachend, während sie in der Küche verschwand.

Törres suchte Frau Steiner in dem kleinen Zimmer auf, und ganz strahlend über sein Glück, rief er ihr zu:

„Denken Sie! Sie glaubte, Sie wären es!“

Frau Steiner verstand ihn und sah auf mit einem Paar Augen, welches Törres, aufgeregter wie er war, nicht verstand. Aber jetzt war das Maß voll; sie wollte sich von diesem Tölpel zurückziehen.

„Sagten Sie nicht vorher, Sie wollten meinem Rathe folgen?“

„Habe ich das nicht gethan? Und denken Sie sich —“

Sie unterbrach ihn: „Aber wagen Sie weiter?“

„Ich wage alles Mögliche,“ antwortete er.

„Das ist es ja, sehen Sie, daß Sie so, wie Sie jetzt vorwärts stürmen, leicht das Ganze verderben können. Zwischen Leute unseres Schlages fährt man nicht —“

„Aber Sie lehrten mich ja gerade, man müsse zugreifen. Und ich versichere Sie —“

„Ja, verstehen Sie, aber —“ sie war selbst etwas verwirrt; indessen nahm sie sich zusammen;

„sehen Sie, bei uns hat man doch den Brauch, sich — sich die Einwilligung der Familie zu sichern.“

Das war ganz nach Törres Ball's Begriffen, daß man zuerst bei den Eltern freite; er sagte darum etwas herabgestimmt:

„Sie meinen, ich sollte erst den Alten fragen?“

„Ich glaube nicht, daß ihm eine Ueberraschung gefallen würde,“ sagte Frau Steiner; es schien ihr nun selbst, daß dies zu weit ginge, und sie erhob sich.

Er sprang auf; heute Abend hatte er Muth zu Allem. Auf Julie zählte er ziemlich sicher; so konnte kein Mädchen sein, wenn es nicht gewillt war. Feuerig und glücklich ging er, um seinen zukünftigen Schwiegervater aufzusuchen.

Frau Steiner wollte ihn zurückhalten; dies konnte zu böse werden. Aber er war so schnell, und außerdem — was konnte sie dafür, wenn diese eingebildete Person Dummheiten machte; alle Menschen hatten ihn ja verwöhnt und ihm Flöhe in's Ohr gesetzt; sie selbst hatte ihn, weiß Gott, immer zum Narren gehalten.

Aber sie dachte daran, wie es eigentlich mit Julie zusammenhing: ob die kleine Gans sich wirklich einbildete, einen Sieg errungen zu haben, der etwas werth wäre.

Und plötzlich überfiel die schöne Frau mitten im Taumel des Balles eine Muthlosigkeit. Sie empfand den Abstand gegen ihr Leben in der Hauptstadt als Weltbude, als junge Frau, wo man nicht nöthig hatte, Rücksicht zu nehmen mitten in einer Umgebung, welche ihr doppelt glänzend vorkam in diesem Augenblick, in dem sie so heruntergekommen war, daß sie mit einer kleinen Kleinstadtdame um einen Ladejungen vom Lande kämpfte. Sie kniffte ihr Taschentuch in der Hand, winkte den Lieutenants Filtveit und Tuftemo und eilte, als sie ihr entgegengestürzt kamen, einen an jeder Seite, hinaus, Julie zu finden und sich bereit zu halten auf Alles, was kommen mußte.

Inzwischen ging Törres unverdrossen auf der Jagd nach seinem Schwiegervater durch alle Stuben. All' das Glück, das ihm in letzter Zeit und an diesem Abend folgte, berührte ihn mehr als Das, was er getrunken hatte. Darum kam nur der eine Gedanke heraus: Sie sollen es sehen! Sie sollen es sehen, sie Alle!

Als ob er eine andere Person geworden, welche nicht länger mehr in dem vorsichtigen Bauern wurzelte, kamen nur helle Bilder in ihm auf: der Bankpräsident, der beginnende Respekt bei den Anderen, sein gutes Geld, Julie selbst, ihre Freundlichkeit — sie sollen es sehen, sie Alle! — bis er auf einmal den Wirth erblickte, welcher im Gespräch mit Konsul With und einigen anderen Herren am Eingange zum Comptoir stand.

Einen Augenblick blieb Törres unwillkürlich stehen beim Anblick dieses Mannes, der ihm auf eine eigenthümliche Art von der ersten Begegnung her so verhaft geblieben war. Aber er näherte sich trotzdem, um einen gelegenen Augenblick zu ergreifen und mit Krüger drinnen im Comptoir zu sprechen, zu welchem die Thür offen war, um den Rauch ausziehen zu lassen.

Konsul With wurde zu seinem Kartentisch gerufen. Die Gruppe löste sich auf, und der Wirth ging in's Comptoir, Zigarren zu holen.

Törres folgte ihm nach. Drinnen war kein Licht angezündet; ein Fenster nach dem Meere hinaus stand offen; es war kühl und still; der Lärm des Balles klang weit entfernt. Eine kühle Besinnung strömte über den jungen Mann; er blieb stehen und wollte sich gerade wieder hinaus schleichen, als Krüger ihn plötzlich hinter sich bemerkte und aufsprang:

„Wer zum Teufel? Hu, sind Sie das?“

Nun gab es keinen Rückzug; Törres sammelte sich; eine Sekunde war er gleichsam abwesend.

„Sie werden ziemlich überrascht sein, Herr Krüger,“ fing er etwas unsicher an; „ich habe Ihnen etwas von großer Wichtigkeit mitzutheilen — und bitte, ob —“

„Geschäfte auf morgen!“ sagte Krüger und schlug mit der Hand auf; er stand auf einem Stuhl vor einem hohen Schrank und kramte nach Zigarren.

„Es sind nicht eigentlich Geschäfte; es sind privat — ganz privatissima!“ sagte Törres muthiger.

„Om!“ antwortete Krüger und stieg schwerfällig wieder herunter.

Törres schwigte; aber er war nicht der Mann, sich zu ergeben.

„Ich möchte mit Ihnen reden, Herr Krüger, da es Sitte ist, die Einwilligung der Eltern nachzuzufuchen.“

„Ne?“ sagte Krüger und dachte: der schneidet sich, der Esel.

„Die Einwilligung Ihrer Tochter habe ich so gut wie sicher.“

„Ja, gewiß, ja, gewiß, haben Sie die,“ sagte Krüger und suchte so behutsam als möglich an dem betrunkenen Menschen vorbeizukommen.

„Nein, nein, jetzt müssen Sie weiter hören!“ sagte Törres scharf und hielt ihn am Kockausschlag fest: „Ich bin so gut wie verlobt mit Ihrer Tochter Julie.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Bewohner des Pelau-Archipels.

Eine ethnologische Skizze von Heinrich Cunow.

Als vor Kurzem Madrider Depeschen den Verkauf der Spanien nach dem Verlust der Philippinen noch verbliebenen Kolonialbesitzungen in der Südsee an Deutschland ankündigten, tauchten, wie immer in derartigen Fällen, sofort in der Presse allerlei Mittheilungen über die geographischen und ethnographischen Verhältnisse der neuen Gebiete auf, darunter manche Notizen, die gar sonderbare Weisheit ausstrahlten. Meist wurden die auf ganz verschiedene Theile der Karolinen bezüglichen ethnographischen Angaben bunt zusammengemengt und so ein Gemisch hergestellt, das, wenn es auch in Einzelheiten Nichtiges enthielt, doch in seiner Gesamtheit ein völlig entstelltes Bild des sozialen Lebens der Karolinenbewohner bot. Sind auch die neuen Besitzungen, die Deutschland erwirbt, nicht groß und nur schwach bevölkert, so haben doch die dort lebenden Stämme auf den verschiedenen Inselgruppen durchaus verschiedenartige Sitten und soziale Einrichtungen. Selbst zwischen Bevölkerungsstheilen, die nahe beisammen wohnen und von denen sich nachweisen läßt, daß sie sich höchstwahrscheinlich vor gar nicht so langer Zeit voneinander abgezweigt haben, wie z. B. die Pelau- und die Morlok-Inulaner, bestehen mancherlei Unterschiede. Es wäre deshalb ein zweckloses Beginnen, in einem Gesamtbilde eine Darstellung der Lebensweise sämtlicher kleiner Völkerschaften unserer neuen Besitzungen bieten zu wollen; eine Auswahl muß getroffen werden, und da zweifellos die westlichen Karolinen, die Palau-, die Pelau- und die ethnologisch interessantesten sind, sollen diese, die besonders von dem Polen J. Kubary eingehend erforscht sind, den Gegenstand unserer Schilderung bilden.

Seit des Reisenden Karl Semper's Schrift: „Die Pelau-Inseln im Stillen Ozean“ (erschienen 1873 bei F. A. Brockhaus in Leipzig) wird gewöhnlich die Bevölkerung des östlich von den Philippinen gelegenen Pelau-Archipels auf 10000 Personen angegeben, einige geographische Werke beziffern sogar die Einwohnerzahl der Insel Babelthau allein auf 10000. Das sind Uebertreibungen. Wie Kubary, der 17 Jahre auf den Karolinen lebte, nachweist, beträgt im höchsten Fall die Gesamtzahl zwischen 4000 bis 5000. Trotz dieser relativ geringen Bevölkerungsmenge bestehen auf den Inseln eine ganze Reihe kleiner Staaten oder richtiger Gemeinde-Konföderationen, denn die pelauanischen Staaten sind zumeist nur einfache Vereinigungen mehrerer Dorfgemeinden zu einem einfachen Schutz- und Trugbündniß: Vereinigungen, die allerdings nicht immer ganz freiwillig entstanden sind, sondern zu welchen häufig erst die kleineren durch die größeren Gemeinden gezwungen wurden. In solchem Fall übt dann auch wohl der Häuptling des Hauptdorfes über die kleineren Nebendörfer des Staatsverbandes eine gewisse Obergewalt aus und sucht sie in Abhängigkeit zu halten. Wenn die Angliederung erst durch Bestiegung der kleineren Dorfschaften herbeigeführt worden ist, müssen diese sogar nicht selten einen mäßigen Tribut entrichten. Im Allgemeinen aber registriert jedes Dorf sich selbst

nach alter Sitte. Daher haben denn auch die Pelauaner für diese durch Zusammenschluß mehrerer Dorfschaften entstandene Distriktsverbände keinen eigenen Namen; sie nennen diese Vereinigungen zum Unterschied von dem Dorf, dem „Pelu“, einfach „Klou-Pelu“, d. h. große Gemeinde. Solche staatlichen Verbände giebt es mehrere, von denen einzelne zeitweise im letzten halben Jahrhundert eine ziemliche Macht erlangt haben. Am bekanntesten geworden sind der Staat „Arelolong“, der aus acht gleichberechtigten Gemeinden besteht, ferner der aus der Bestiegung von Nachbardörfern durch das Dorf „Molegolo“ entstandene Staat gleichen Namens, sowie dessen Erbfeind, der Staat Korjor (Koröre).

Zur Bildung eigentlich fester Staatsgemeinschaften mit zentralisirten Regierungen ist es also nirgends gekommen; als politische Einheit in unserem Sinne kann nur die Dorfgemeinde, das Pelu, gelten. Ein solches pelauanisches Dorf ist nun aber nicht etwa ein bloßer Haufen von einzelnen Familien, die sich zufällig nebeneinander niedergelassen haben; der Dorfvorfassung liegt vielmehr eine eigenthümliche Familienorganisation zu Grunde. Jede Dorfgemeinde besteht nämlich wieder aus einer Anzahl — gewöhnlich 10 bis 25 — Familiengemeinschaften, von den Pelauanern „Blais“ genannt, die von Familienältesten, den sogenannten „Rupaks“ geleitet werden. Hat ein Dorf 12 Familiengruppen, dann hat es auch zehn Rupaks, die in ihrer Gesamtheit den Gemeinderath des Dorfes bilden. Der Rupal des ältesten und vornehmsten Geschlechts ist zugleich Gemeinderaths-Vorsitzender und Dorfhäuptling.

Neben dem männlichen steht das weibliche Oberhaupt der Familiengemeinschaft, die „Rupakeldil“. Sie ist jedoch niemals die Frau des Rupal's, sondern immer eine Tante oder ältere Schwester; denn da bei den Pelauanern ein Mann nie eine Frau aus seiner Familie heirathet darf, so ist seine Frau stets eine Fremde und einer solchen Fremden dürfen nach der Anschauung der Pelau-Inulaner unter keiner Bedingung Familienrechte eingeräumt werden. Die Rupakeldil theilt das Regiment mit dem Rupal, der sie in allen wichtigeren Angelegenheiten der Familie zu Rathe zu ziehen hat. Dabei ist es durchaus nichts Seltenes, daß die Rupakeldil an einen Mann in einem anderen Dorfe verheirathet ist und bei diesem wohnt. In solchem Fall kommt sie, sobald etwas Wichtiges zur Erörterung steht, zu ihrer Familie herüber, bespricht sich mit dem die Familiengruppe leitenden Bruder oder Neffen und geht dann wieder zu ihrem Mann zurück.

Derartige Familiengemeinschaften bestehen ebenfalls auch bei anderen mikronesischen und polynesischen Völkern. Eigenthümlich ist aber den Pelauanern, daß die noch nicht zum Rupal avancirten jüngeren männlichen Familienmitglieder selten heirathen. Verheirathet ist meist nur der Familienälteste. Er bewohnt mit seiner Frau und den jüngeren, noch nicht verheiratheten Mädchen das der Familie gemeinschaftlich gehörende Blai-Haus; die männlichen Familienmitglieder, Jünglinge und Männer, wohnen und schlafen außerhalb des Familienhauses in ihren besondern Klubbhäusern. Sie kommen, außer zur Mahlzeit, nur selten in's Haus des Familienvorstehers, und dann meist nur, wenn sie etwas haben wollen. Da nämlich in gewissem Sinne das Haus und das Vermögen eines Rupal als Eigenthum der Gesamtfamilie gilt, so können die jüngeren Brüder, Cousins, Neffen usw. in seiner Abwesenheit aus der Wohnung einen von ihnen begehrten Gegenstand entnehmen, ohne daß er sie zur Rückgabe zwingen oder sie bestrafen darf. Diese Eigenthumsbegriffe erklären auch die Eifersucht, mit der die Familie darauf achtet, daß der Rupal seine Frau und seine Kinder nicht aus dem Familienvermögen bereichert. Vor Allem wird der Boden als gemeinsames Gut der ganzen Familie betrachtet. Nur mit Zustimmung aller übrigen erwachsenen männlichen Familienmitglieder darf der Rupal davon Antheile verlaufen oder zur Nutzung weggeben, und diese übrigen Familienmitglieder geben ihre Einwilligung gewöhnlich nur dann, wenn sie vom Verkaufspreis etwas abbekommen. Sogar seinen eigenen Kindern ist das Familienvermögen überhaupt nicht berechtigt, vom Familienland etwas

zu schenken, sei dieses auch noch so ausgedehnt. Bei Lebzeiten des Rupal wird zwar, falls die Verleihungen an seine Kinder mäßig sind, meist darüber hinweggesehen; sobald er aber seine Augen geschlossen hat, nimmt einfach die Familie die verschenkten Ländereien wieder an sich.

Natürlich ist die stete Ueberwachung und heimliche Beaufsichtigung seitens der Mitglieder seines Geschlechts dem Rupal nichts weniger als angenehm, und so sucht er sich deren Kontrolle möglichst zu entziehen. Er hält seine wirtschaftlichen Maßnahmen vor den übrigen Angehörigen seiner Familie geheim und wirtschaftet am liebsten mit seiner Frau und deren Angehörigen, besonders sieht er es gern, wenn seine Schwiegerköhne sich bei ihm niederlassen. Das hindert jedoch nicht, daß, wenn ein Mitglied seiner Familie mit einem Angehörigen der Familie seiner Frau in Streit geräth, er sofort energisch für seine Blutsverwandten eintritt. Bei solchen Vorfällen erweist sich dann doch immer wieder die Familien-solidarität stärker, als das wirtschaftliche Eigeninteresse.

Wie bei allen Bewohnern des Karolinen-Archipels, beruht auch bei den Pelauanern die Familie auf dem sogenannten Mutterrecht, d. h. das Kind gehört nicht zur Familie des Vaters, sondern zu jener der Mutter, und erbt von dieser Rang und Vermögen. Demnach gehören also auch die Kinder eines Rupal nicht zu seinem „Blai“, sondern zu dem seiner besseren Hälfte, wenn sie auch beim Vater in dessen Hause wohnt. Dagegen zählen sämtliche Kinder seiner Mutter (auch seine Stiefgeschwister), seiner Mutterschwestern, seiner Schwestern, seiner Cousinen usw. zu seinem Familienverbande. Eine pelauanische Großfamilie pflanzt sich also nur in weiblicher Linie fort; alle von männlichen Familienangehörigen gezeugten Kinder fallen außerhalb der Familie. Deshalb führen auch die Frauen, die Mutter geworden sind, den Ehrennamen „Mutter des Blai“ und stehen bei ihren Familien in hoher Achtung.

Mit Ausnahme des Ältesten in der Familiengruppe, verheirathen sich, wie schon gesagt, die Männer sehr selten, auch nicht, wenn sie seit Langem über den Leuz ihres Lebens hinaus sind. Fällt einem der Brüder oder Cousins des Rupal ein, sich zu verheirathen und sich bei ihm niederlassen zu wollen, so muß Legierer in seiner Eigenschaft als Familienoberhaupt dem Neuverheiratheten ein Stück vom Familienland abtreten und ihm bei der Einrichtung seiner Wohnung behülflich sein; doch derartige Fälle kommen nur wenig vor. Gewöhnlich leben die jüngeren männlichen Angehörigen einer Familie, bis sie selbst Rupal's werden, in den Klubbhäusern, den „Blais“ (nicht zu verwechseln mit den „Blais“), oder sie lassen sich mit ihrer Frau bei deren Eltern nieder, wenigstens in der ersten Zeit. Wie überall in Mikronesien und Polynesien haben auch bei den Pelauanern die Dorfschaften ihre „Freundschaftshäuser“, wo die Männer den größten Theil ihrer Zeit mit Berathungen, Ausrüstungen zu irgend welchen Streifzügen, Schwazen und Allovria hinbringen. Doch bei den Pelauanern ist diese Einrichtung zu einem ganz besonders wichtigen Faktor im gesellschaftlichen Leben geworden. Die nichtverheiratheten Männer wohnen und schlafen nicht nur ständig in diesen „Blais“, sondern die Bewohnerschaft eines solchen Hauses bildet auch zugleich für sich eine besondere Freundschafts-, Unterstützungs- und Kriegsgenossenschaft, ein sogenanntes „Kaldebefel“. Das Wort „Kaldebefel“ ist zusammengesetzt aus den Worten „Kalbil“, Antheil, Zugehörigkeit, und „Kabel“, Kriegskanoe; es bedeutet demnach „Die zum Kriegskanoe Gehörenden.“

Jedes Bai ist zugleich ein Kaldebefel, das seinen eigenen Hauptmann hat und dessen Mitglieder in gewissen Nothfällen füreinander eintreten. Bei inneren Streitigkeiten gewinnen oft diese Vereinigungen großen Einfluß und werden selbst den Häuptlingen gefährlich. Die Kaldebefels sind nach Altersstufen organisiert. Das oberste umfasst die Schicht der ältesten Männer, also z. B. alle, die über 50 Jahre alt sind; dann folgen in gewissen Abständen die jüngeren Altersstufen. Das letzte und unterste Kaldebefel besteht nur aus Knaben.

Den männlichen nachgebildet sind die weiblichen Vereine, die deshalb auch ebenfalls Kaldebekel genannt werden, obgleich sie selbstverständlich keine Kriegskanoes besitzen und nicht in den Krieg ziehen.

Dadurch, daß die jungen Männer nicht heirathen, verzichten sie noch nicht auf Liebesfreuden. Sie suchen bei den Dorfschönen Entschädigung, und da diese durchweg gerne sich etwas schenken lassen und nicht allzu spröde sind, findet gewöhnlich das Liebessehen der pelauanischen Männerherzen bei den weiblichen Verständniß. Außerdem aber hat gewöhnlich jedes Klubhaus seine „Armengohl“, d. h. ein jüngeres Weib, das den Männern ihr Bai in Ordnung hält und zugleich deren gemeinschaftliche Geliebte spielt. Nominell ist sie zwar nur die Geliebte eines Mannes, gewöhnlich des angesehensten und reichsten im Bai; aber er hat nicht die Berechtigung, ihrem Verkehr mit seinen Genossen hindernd in den Weg zu treten, wenn Alles sich still und unter den nach pelauanischen Sittlichkeitsbestimmungen als anständig geltenden Formen vollzieht. Die Armengohl ist keineswegs eine verachtete Dirne. Die Töchter aus den allerbesten und angesehensten Familien geben sich zu solcher Stellung her, denn die Armengohl wird für ihre Thätigkeit im Bai hochbezahlt und heimst außerdem, wenn sie klug ist, von ihren Neben-Geliebten manches Geschenk ein. Für Geld (buntes Steingeld) und Geschenke aber ist dem Pelauaner Alles feil. Gewöhnlich wird der Kontrakt zwischen dem Bai und der Armengohl auf drei Monate geschlossen; sind dann beide Theile miteinander zufrieden, verlängert er sich. Einer späteren Verheirathung steht die Stellung als Armengohl durchaus nicht im Wege; kein Mann nimmt daran Anstoß.

Eine besondere Form des Armengohlwesens ist das „Molohhol“. Beim Molohhol ist es nämlich nicht der Mann, der um eine Armengohl anfragt, sondern eine Anzahl junger Mädchen und Frauen aus einem Dorfe — gewöhnlich 6 bis 10 — machen sich gemeinsam zu einer Fahrt nach irgend einem Nachbardorfe auf und verdingen sich dort selbst auf kürzere oder längere Zeit als Armengohls. Solche Streifzüge werden von den Nupaks nicht ungern gesehen, da die Mädchen ja Geld mit zurück in's Dorf bringen. Strenge verboten ist nur, daß ein Mädchen sich mit einem Manne einläßt, der zu ihrer Familie gehört, mag er auch in einem anderen Dorfe leben. Außer diesen freiwilligen Diensten giebt es noch solche, die von einem besiegten Dorfe dem herrschenden von Zeit zu Zeit gleichsam als Tribut zugesandt werden müssen. Auch diese Mädchen haben auf gute Behandlung Anspruch und verheirathen sich später häufig.

All das zeigt, daß von einer Sittsamkeit in unserem Sinne bei den Pelauanern nicht die Rede sein kann. Thatsächlich ist den Mädchen erlaubt, zu thun und zu lassen, was ihnen beliebt; Hauptsache ist nur, daß sie sich recht viel schenken lassen, denn sonst gelten sie bei den älteren Angehörigen ihrer Familien für dumm. Ist das Mädchen aus den Jugendjahren heraus, dann wird allmählig an's Heirathen gedacht. Bald findet sich denn auch ein Nupak, der sich zu seinem älteren Ehegespons noch ein jüngeres zulegen möchte, oder es kommt ein jüngerer Mann, der sich anbietet, dem Vater des Mädchens bei der Arbeit zu helfen und sich bei ihm niederzulassen, falls die' er ihm seine Tochter geben will. Geht der Alte darauf ein, so bezahlt der Heirathlustige das übliche Brautgeld an seinen Schwiegervater, und nun ist die Ehe geschlossen. Hochzeitszeremonien giebt es nicht. Gar oft dauert die Ehe jedoch nur recht kurze Zeit. War die Liebe nicht allzu heiß, dann finden nicht selten die Neuvermählten bald, daß sie doch nicht recht zusammen passen und gehen ohne Weiteres wieder auseinander. Manchmal ist es der Mann, der den Ehebund aufhebt, häufiger die Gattin. Selbstverständlich nimmt die junge Ehe nicht immer einen solchen Verlauf; auch bei den Pelauanern giebt es herzliche Verhältnisse, wo zwei Menschen in treuer Zuneigung fest bis an's Lebensende zusammenhalten.

Anders liegt die Sache, wenn das Mädchen einen Nupak heirathet; dann dauert die Ehe gewöhnlich bis zum Tode eines der Beiden, denn bei

solcher Verbindung giebt es für die Frau und ihre Familie etwas einzuheimen. Derartige Ehen werden auch seitens der Frau meist erst im reiferen Lebensalter geschlossen, da der Nupak eine Frau haben will, die Erfahrung hat und ihn in seiner Stellung zu stützen vermag. Und die Frau wieder betrachtet eine solche Ehe als Versorgung und als ein Mittel, sich und ihrer Familie's Fortsicht zu sichern. Eigentliche Liebe kommt fast nie dabei in's Spiel; das Ganze ist ein Geschäft. Gebunden ist übrigens auch die Frau eines Nupak nicht an ihren Mann; sie ist ihm gewissermaßen nur geliehen, und er muß, um ihre Familie bei guter Laune zu erhalten, seiner besseren Hälfte viel freien Willen lassen und überdies bei allen möglichen Anlässen an ihre Verwandtschaft die üblichen Geschenke geben. Zuerst bei der Hochzeit, dann, wenn seine Frau sich Mutter fühlt, wenn sie geboren hat, wenn sein Schwiegervater ein Fest giebt usw. Dafür erhält er zwar meist kleine Geschenke zurück; aber sie sind von viel geringerem Werthe, wie die seinigen. Am deutlichsten jedoch zeigt sich die Thatsache, daß die Frau dem Manne nur geliehen ist, darin, daß der Mann sie, sobald sie ihre Entbindung herannahen oder sich krank fühlt, in's Haus ihrer Eltern bringen muß, da sie nur auf heimathlichem Boden gebären und sterben darf. Die Heimkehr der erkrankten Frau in ihre Familie hat jedesmal der Ehemann durch ein Geschenk zu erkaufen.

Stirbt die Frau, dann hat der Mann sein Pflichtenverhältnis gegen die Eltern seiner Frau durch eine Anstandssumme zu lösen und ist nun seinen Schwiegereltern keinerlei Rücksichten mehr schuldig; sie sind ihm wieder fremd. Seine Kinder gehören dem Hause ihrer Mutter an und übersiedeln gewöhnlich in's Haus der Großeltern; doch wird manchmal, wenn das Verhältnis des Schwiegervaters zum Schwiegervater ein freundschaftliches war, dem Ersteren gestattet, eines oder mehrere seiner Kinder bis zu ihrer Mündigkeit bei sich zu behalten. Stirbt hingegen der Mann, so suchen seine Verwandten, namentlich sein Nachfolger als Nupak, der hinterbliebenen Frau und ihren Kindern das Steingeld und sonstige Kostbarkeiten abzugewinnen, die der Verstorbene jenen geschenkt hatte, und schicken dann die Wittve mit ihren Kindern mit einem Abfindungsgeschenk an ihre Familie zurück. In das Blai-Haus zieht der neue Nupak ein. Damit ist das Band, das die Frau an die Familie ihres Mannes knüpfte, gelöst.

Die pelauanische Ehe ist also, wie wir sehen, eine recht nüchterne Institution, eine richtige Ehe aus geschäftlichen Motiven. Nichts von der Poesie, von jener natürlichen Hingebung, jenem gedankenlosen Sichselbstüberlassen, mit welchem so oft die geschäftige Phantasie das Liebesleben der „Naturkinder“ unter Polynesien's blauem Himmel ausgestattet hat. Selbstverständlich ist in einer solchen nüchternen, erst in späteren Lebensjahren geschlossenen Eheverbindung auch auf reichen Kindersegen nicht zu rechnen. Vielleicht ist hierin viel mehr noch, als in Krankheiten und anderen Umständen, die Ursache des stetigen Rückganges der Bevölkerungsziffer in den letzten Jahrzehnten zu suchen. Einigermaßen gemildert wird das Hinschwinden der Bevölkerung zwar durch die Vielweiberei, doch ist das Halten von mehreren Frauen aus den schon erwähnten Gründen eine so kostspielige Sache, daß nur die reicheren Häuptlinge sich dieses Vergnügens leisten können. Dazu kommt noch, daß der Mann nur die älteste zuerst geheirathete Frau in das Haus seines Blai einführen darf; für jede spätere muß er eine eigene besondere Hütte einrichten, und zwar in verschiedenen Vertheilungen, damit seine Gattin Nr. 1 oder Nr. 2 nicht immer mit Nr. 3 zusammengedrängt.

Daraus geht schon hervor, daß der Mann zur ehelichen Treue nicht verpflichtet ist. Solange er sich nur nicht öffentlich etwas vergiebt, gehen sein Weib seine Liebeshändel nichts an. Dagegen ist der Frau der Ehebruch nicht gestattet. Sie kann, wenn ihr das Zusammenleben mit ihrem Eheherrn zur Last wird, sich unter ziemlich leichten Bedingungen von ihm trennen und dann ein anderes Verhältnis eingehen; aber so lange sie verheirathet ist, hat sie sich eines sittsamen Lebenswandels zu befleißigen. Ebenso ist einem Mann verboten, sich mit eines Anderen Weib einzulassen. Thut er es dennoch, riskirt er,

ganz jämmerlich verhauen zu werden und obendrein vielleicht noch ein hohes Sühnegeld bezahlen zu müssen.

Sind aber die häuslichen Freuden dem Manne auch nicht allzu reichlich zugewiesen, so führt er in anderer Hinsicht ein desto gemüthlicheres Leben. Am meisten haben noch die Nupaks zu thun. Ihre Dorfregierungsgeschäfte, das Eintreten für ihre Mais bei Zwistigkeiten nach innen und außen nehmen viel Zeit in Anspruch, zumal jede nebenächliche Maßregel endlos besprochen werden muß. An weiteren Beschäftigungen kommen noch hinzu der Fischfang, das Kriegsführen, die Zimmerei, der Betel- und Tabakbau. Dagegen haben die nicht verheiratheten jüngeren Männer, falls nicht gerade Krieg geführt oder größere Fischzüge unternommen werden, recht wenig zu thun und füllen die meiste Zeit mit Amusements und Schwagen aus. Die Hauptarbeit liegt den Frauen ob, obgleich auch sie noch immer viel Zeit zum Schwagen übrig haben. Neben den häuslichen Verrichtungen fällt dem schwächeren Geschlecht die Aufzucht der kleinen Kinder, das Herstellen der meisten Gebrauchsgegenstände, das Instandhalten der Dorf- und Feldwege, sowie der weitaus größte Theil des Ackerbaues zu. Der Mann kaut nur für seinen eigenen Bedarf etwas Betel und Tabak. Die Versorgung der Küche mit Vegetabilien ist Sache der Frau, und dies erfordert harte Arbeit, denn die Hauptnahrung der Pelauaner ist Taro, und zwar Sumpstaro, bei dessen Anbau die Frauen manchmal bis an die Kniee im Morast stehen müssen. Aber gerade wegen dieser Bedeutung der Frau für den Wohlstand der Bevölkerung genießt das weibliche Geschlecht eine hohe Achtung. Die Frau ist, wie der Pelauaner sich ausdrückt, die „Berger“, zu deutsch ungefähr Grundlauge, des Dorfes und der Familie. Auf ihrer Thätigkeit beruht im Wesentlichen der Reichthum der Gemeinde, und durch sie nur pflanzt sich die Familie fort. Demnach wird denn auch im Pelau-Archipel Derjenige, der eine Frau beleidigt, sie mißhandelt oder gar tödtet, viel schwerer bestraft, als wer dieselben Ausschreitungen gegen einen Mann begeht; denn die Frau ist, sagen die Pelauaner, viel nützlicher für die Gesellschaft, als der Mann. Auch in der Gemeinde haben die Frauen einen großen Einfluß. Den weiblichen Familienältesten, den Nupakelblis, steht allein die Aufsicht über die weibliche Hälfte der Dorfschaft, sowie über die Wege und Taroopflanzungen zu. Sodann sind sie Richterinnen über alle Verstöße gegen die gute Sitte und in allen Ehestreitigkeiten.

Trotz aller Habsucht sind jedoch auch wieder die Pelauaner ein recht leichtlebigeres Völkchen, echte Kinder des Augenblicks, wie fast alle Südeevölker. Sie vermögen über die Gegenwart völlig die Zukunft zu übersehen, getreu dem biblischen Spruch: Sorget nicht für den kommenden Morgen, denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen. Jenes selbstquälerische Grübeln über Das, was werden soll, das im denkenden Kulturmenschen steckt und ihn so oft nicht froh werden läßt, kennt der Pelauaner nicht. Die Geburt eines Kindes, der Tod eines Erwachsenen, die Ueberrahme eines Nupak-Amtes, der Bau eines neuen Bai, die Gründung eines Kaldebekel, das Herannahen des Vollmondes, der reiche Ertrag eines gemeinsamen Fischzuges: Alles giebt Veranlassung zu Feiern, die oft tagelang dauern, und zu welchen häufig auch noch die Nachbargemeinden eingeladen werden. Nur Hochzeitsfeste kennen unsere neuen Landsleute nicht. Vielleicht gilt ihnen das Sichverheirathen nicht als freundliches Ereigniß. Und giebt's gerade keinen Anlaß zum Festfeiern, dann schafft man einen, d. h. die Familien des Dorfes bewirtheten sich gegenseitig, oder es wird ein Tanzfest veranstaltet. Tanzen mögen die Pelauaner für ihr Leben gern. Das größte Tanzfest, das einen halbreligiösen Charakter hat, ist das „Mubekel“, das manchmal wochenlang anhält, und zu dem schon lange vorher Vorbereitungen getroffen und Tanz-Übungen eingeübt werden. Stets werden dazu die befreundeten Nachbardörfer zum Besuch gebeten. Uebrigens kommt selbst bei dieser Gelegenheit wieder die pelauanische Erwerbsucht zum Durchbruch. Die zum Fest Geladenen, die mit Familien des feiernden Dorfes verschwägert sind, müssen an ihre Schwäger und Schwiegereltern reiche Geschenke geben, und auch die sonst noch Eingeladenen



Seimkehr. Nach dem Gemälde von L. Dettmann.

bringen allerlei Präsente mit. Es sind eigentlich nicht die Gastgeber, welche die Kosten des Festes tragen, sondern die Gäste selbst.

Seit einigen Jahrzehnten geht die Bevölkerung der Pelau-Inseln stetig zurück. Zum größeren Theil ist das jedenfalls den pelauanischen Eheverhältnissen geschuldet, doch trägt auch das häufige Kriegsführen der Gemeinden gegeneinander, die epidemisch auftretende Influenza und die Sitte des „Kopfschens“ dazu bei. Sobald nämlich ein Klubhaus eingeweiht wird, ein Häuptling die Regierung antritt, oder ein großes Tanzfest veranstaltet wird, werden zur Verschönerung der Feier einige Menschenköpfe gefordert. In der letzten Zeit hat zwar dieser Brauch abgenommen, immerhin kommen noch manche Fälle vor. —



Wachstuch.

Von Fred Hood.

Das Wachstuch, das heute in recht mannigfachen, zum Theil recht reizvollen Farben und Mustern in den Handel gebracht wird, gelangt eigentlich unter einem Pseudonym auf den Markt, denn was wir allgemein als Wachstuch bezeichnen, hat in Wahrheit die verschiedensten Bestandteile zur Grundlage, wie Leinen, Varchent, Kattun, Musselin u. s.; aber mit Wachs haben diese Fabrikate schon lange nichts mehr zu thun. Die Bezeichnungen „Wachstuch“ und „Wachselewand“ sind nichts Anderes, als eine historische Reminiscenz, denn die vor einigen Jahrzehnten zu Möbeldecken, Hütiüberzügen u. s. verwendeten Glanzstoffe, deren sich gewiß manche unserer Leser noch erinnern werden, waren in der That das, was ihr Name besagt. Es waren Webstoffe, die mit einer Lösung von Wachs in Terpentinöl gestrichen waren und ganz naturgemäß in der Kälte spröde, in der Wärme klebrig, schmierig und übertrieben wurden. Seitdem aber die aufstrebende Tapetenindustrie sich der Wachstuchtechnik bemächtigt hat, wurden weit bessere und wohlfeilere Stoffe auf den Markt gebracht. An die Stelle des Wachses trat der Leinölstrich, durch dessen Verwendung die Produkte haltbarer und die bezeichneten Uebelstände durchaus vermieden wurden.

Die Wachstuchindustrie vermochte bisher nicht in gleichem Maße wie die Tapetenfabrikation die Vortheile zu genießen, welche der Maschinenbetrieb zu bieten vermag. Es wäre aber auch nicht angebracht, auf diesem Gebiete der Massenproduktion zu eifrig das Wort zu reden, da bei dem sehr verschiedenen und schnell wechselnden Geschmack der Käufer, denen man durch Darbietung immer neuer Muster gerecht zu werden strebt, ein andauernder Betrieb der Druckmaschinen nicht durchführbar ist. In der Tapetenindustrie geht der Wechsel der Muster allerdings noch rapider vor sich, in dessen ist der Verbrauch gewisser Fabrikate ein so massenhafter, daß sich trotz der kostspieligen Herstellung der Walzen doch das Walzendruckverfahren als rentabel erwiesen hat. Dazu kommt, daß die zur Wachstuchfabrikation verwendeten rohen Gewebe nicht selten Knoten und ungleiche Stellen zeigen, welche der Arbeiter zu entfernen oder auszugleichen vermag, während die raslose Maschine darüber hinweggeht und ihre Arbeit leistet, so gut es gerade der Mechanismus gestattet.

Die Fabrikation beginnt mit dem Ausspannen des Gewebes auf einem senkrechten Gerähme; es ist das bei großen Stücken keine leichte Arbeit. Das eine Ende des Zeuges wird an einen der vertikalen Endpfosten genagelt oder mit Schnüren befestigt, dann der Stoff in der Längsrichtung aufgerollt, freihändig oder unter Anwendung eines kleinen Karrens vor den Rahmen hingeführt, ausspannt und an den Längsbalken provisorisch mit Nuten befestigt. Der jenzeitige Endpfosten, an welchen das andere Ende des Gewebes festgenagelt wird, ist verschiebbar angeordnet und dient dazu, das Gewebe in der Längsrichtung anzuziehen und straff zu spannen. In derselben Weise geschieht dann nach erfolgter Nagelung

auch das Spannen des Gewebes in der Querrichtung durch Tieferstellen des unteren Längsholzes.

Der Stoff wird zunächst auf beiden Seiten mit dünnflüssigem Leim grundirt und nach dem Trocknen so lange mit Bimsstein gerieben, bis alle Unebenheiten des Gewebes entfernt sind. Der Leimanstrich hat den Zweck, das Eindringen des Firnisses in das Innere des Gewebes zu verhindern, damit der Stoff nicht zu steif und hart werde. Wachstuche, deren Anstrichmasse nicht elastisch genug ist, werden natürlich leicht rissig und brüchig. Bei billigeren Stoffen begnügt man sich mit einer Kleistergrundirung. Da von dieser ersten Manipulation viel abhängt, so behandeln viele Fabriken ihre Anstrichmassen als Geheimniß. Auch in dieser Technik geht Probiren über Studiren, und die Erfahrung entscheidet Alles. Natürlich werden die zu Tischtüchern verwendeten Wachsbarchente auf der Rückseite nicht grundirt, da der weiche Flaum dieser Stoffe zum Schutz der Politurfächchen dient.

Zum Bedrucken der Stoffe benutzt man die auch schon allgemein gebräuchlichen Deckfarben, wie Ocker, Bleiweiß, Chromgelb, Berliner Blau, Mennige, Zinnober usw., die theils mit reinem Leinöl, theils unter Zusatz von Trockenmitteln (Sittativ oder Harzen) Verwendung finden. Bei den besten Fabrikaten sieht man von der Verwendung von Trockenmitteln ab; denn wenn auch das reine Öl sehr langsam trocknet, so macht es doch die Druckfarben weit haltbarer und widerstandsfähiger. Für die erste Farbschicht wird der Farbstoff recht steif bereitet, mit einem kräftigen Pinsel auf das Tuch oder Leinen übertragen und dann mit einem langen falzbeinartigen Instrument ausgebreitet und glatt gestrichen. Derart wird zunächst die Rückseite behandelt und, wenn der Anstrich derselben getrocknet, die zweite dünnere Farbschicht, meist in demselben Ton, aufgetragen. Erst nach Beendigung dieser Manipulation beginnt die Behandlung der Sichtflächen. Man muß hier vorsichtig und mit Bedacht vorgehen und nicht etwa, um die Arbeit zu beschleunigen, die Farbe zu dick auftragen, sondern mit Geduld und Ausdauer eine bedeckende Farbschicht über die andere legen. Die Wahl des Tones spielt bei den unteren Schichten keine sehr wesentliche Rolle, doch soll es sich empfehlen, um recht klare Flächen zu erhalten, wie beim Ockeranstrich von Wandflächen, nach und nach von den helleren zu den tieferen Tönen überzugehen. Die erste Schicht wird wie auf der Rückseite in steifer Farbe aufgetragen, mit Bimsstein abgeschliffen, dann die zweite Schicht in dünner Farbe erzeugt, wieder abgeschliffen, und so fort, bis nach drei- oder viermaligem Streichen der Fläche ein dünner Pinselstrich folgen kann, der den Abschluß bildet oder den Grundton des aufzudruckenden Ornaments ergibt. Bei leichteren, wohlfeileren Erzeugnissen wird man das Verfahren etwas abkürzen können; will man aber schöne völlig glatte Wachstuche von zäher, lederartiger Beschaffenheit erhalten, so ist diese mühsame langwierige Behandlung des Stoffes, welche nicht selten mehr als zwei Monate in Anspruch nimmt, unbedingt erforderlich. Im Uebrigen hat man natürlich schon bei der Wahl des Gewebes, dann aber auch bei der Herstellung der Farbschichten darauf Rücksicht zu nehmen, ob die Erzeugnisse zum Ueberziehen von Möbeln, zur Bekleidung von Wänden, zu Teppichen und Läufern, zu Wagenverdecken, Reisekoffern und Taschen oder ähnlichen Erzeugnissen Verwendung finden sollen.

Diejenigen Stoffe, deren Verwendung einen reicheren Schmuck verlangen, gelangen nun zur Druckerei. Ganz wie in der Tapetenindustrie finden wir hier dieselben hölzernen Druckplatten mit erhabenen gearbeiteten Mustern. Für die billigeren Wachstuchqualitäten findet allerdings auch vereinzelt die Walzendruckmaschine Anwendung, indem die verschiedenen Farben nacheinander aufgedruckt werden. Bei der gewöhnlichen Handarbeit werden die Farben dickflüssig eingerieben und auf eine elastische Fläche möglichst gleichmäßig aufgestrichen, von welcher sie durch die Form aufgenommen werden. Die Uebertragung auf das Wachstuch erfolgt mittelst einfacher Schraubenpressen oder auch durch Anpressen der Form mit einigen Hammer schlägen.

Nun werden aber die Wachstuchfabrikate in ganz anderer Weise in Anspruch genommen als die Tapeten und auch nicht wenig strapazirt. Sie erfreuen sich gerade deshalb einer großen Beliebtheit, weil Staub und Schmutz von ihnen leicht mit feuchtem Lappen entfernt werden können; aber diese Behandlung der Fabrikate bedingt auch, daß die aufgedruckten Muster eine gewisse Dauerhaftigkeit besitzen und der häufigen Reibung zu widerstehen vermögen. Nicht wenig sind die Tischdecken in täglichem Gebrauch der Abnutzung unterworfen, und die Muster der Läufer und Teppiche sollen sogar unter unseren Fußtritten standhaft bleiben. Das ist etwas viel verlangt, und im Grunde wäre es um die Wachstuchfabrikation auch schlecht bestellt, wenn die Technik in dieser Hinsicht vollkommen wäre. Sollen aber die Muster auch nur für einige Zeit den vielfachen mechanischen Angriffen widerstehen, um ihrem Verwendungszweck zu entsprechen, so dürfen die Farben derselben weder zu dünn aufgetragen werden noch gar zu scharf oder reliefartig aus der Fläche hervortreten; sie müssen auch möglichst unter gleichmäßigem Druck aufgedrückt werden, um sich fest mit der Unterlage zu verbinden. Wie die Erfahrung lehrt, vermag man aber diese Gleichmäßigkeit der Farbenvertheilung und des Druckes bei breiteren Farbschichten nicht zu erzielen, da beim Aufdrücken der entsprechenden Formen auf das Farbkissen die zähe Farbmasse naturgemäß in der Mitte der Form in einer dickeren Schicht haften bleibt als an den Rändern, so daß auch der Abdruck ungleichmäßig und unkorrekt ausfällt. Besteht nun das Muster aus derartigen größeren Farbschichten, so hilft man sich durch Zerlegen derselben in Punkte und Striche; die Flächen der Formen werden durch parallele bez. kreuzweises geführte Einschnitte in eine Menge kleiner Körper getheilt, deren jeder sein Tröpfchen Farbe aufnimmt, um es auf die Leinwand zu übertragen. Diese Technik verleiht den Wachstuchmustern ihren Charakter, und es ist jetzt Sache der Zeichner, ihre Entwürfe dieser Technik derart anzupassen, daß eine harmonische Wirkung erzielt wird. Indessen ist man ja nicht auf derartige Muster beschränkt, ja man vermag durch freihändiges Aufmalen von Tönen mit dem Pinsel die Stlaverei des Druckverfahrens zu überwinden und eigenartige reizvolle Stücke zu erzielen.

Auch die sehr beliebte marmorartige Behandlung der Flächen geschieht aus freier Hand, und die verschiedenen Werkzeuge, deren man sich hierbei bedient, sind Schwämme, Wollzeug und Pinsel verschiedener Form. Die Farbe wird ungleichmäßig aufgetupft und in mehr oder minder geschickter Weise vertheilt; oder es wird der Stoff gleichmäßig getüncht und die Farben an einzelnen Stellen zur Erzielung des Musters wieder abgehoben. Häufig dient auch die Hälfte eines Salats oder Krauttopfes als Werkzeug zum Marmoriren, und dieses sonderbare Instrument wird sogar als sehr zweckentsprechend gerühmt. Auch alle Arten von Fournieren mit den mannigfachsten Maserungen werden erzeugt, und zwar meist unter Verwendung von Holzwalzen, die jedoch im Allgemeinen die Maserung zu hart herausbringen, so daß ein nachträgliches Verwaschen der Farbentöne und ein Nachhelfen mit dem Pinsel erforderlich wird. Endlich erhalten alle Wachstuchartikel einen Ueberzug mit Glanzfirnis, der den Farben erst die volle Klarheit und Intensität verleiht.

Hauptstädte der Wachstuchfabrikation ist Leipzig; außerdem liefern hervorragende Erzeugnisse: Berlin, Frankfurt a. M., Offenbach und Wien. Die Industrie ist im Aufsteigen begriffen und ist ständig bemüht, neue Absatzgebiete ausfindig zu machen. Um sich weiter zu vervollkommen, muß jedoch die Technik mit der Entwicklung der Tapetenindustrie fortschreiten, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß viele Vorkehrungen und Verfahren der Wachstuchfabrikation jetzt noch primitiv und deshalb verbesserungsbedürftig sind. Der Erfindungsgeist der Techniker wird nicht veräumen, das Fehlende nachzuholen, das Mangelhafte zu vervollkommen. —



In der Planura.

Von Julius Schwarten.

(Schluß.)

Lang, dunkle Wolken hingen am westlichen Himmel und im Osten lag silberner Dunst über dem Däster der Wildniß. Als der volle Mond die Wolkenhöhen erstieg und seine bleichen Strahlen auf die Büsche warf, erglomm das Lagerfeuer mit hochrothem Schein, und seine Flammen züngelten dann und wann lustig empor. Nichts bewegte sich in der Helle des Feuers, weder hier noch da, wo die Mondstrahlen die Büsche theilweise erhellten. Scheinbar sich selbst überlassen, flackerten und knisterten die Flammen im langen Schweigen, das über der Wildniß brütete. Der Thau sank schwer hernieder und durchzog das Dunkel am Grunde der Meskites mit einem dichten Dunstkreis, und kein Auge konnte hindurchspähen und die dunklen Körper wahrnehmen, die sich nach dem Lagerfeuer hinbewegten, und die Blätter und Zweige, die sonst gleich veratheten, wenn in der Wildniß die Gefahr sich nähert, schienen unberührt zu bleiben von diesen sich windenden, gleitenden Schleichern.

Sie krochen vorwärts bis zu einem Punkt, wo höchstens ein Aufklackern des Feuers sie flüchtig hätte beschämen können, und hier blieben sie vorerst liegen, um ihr Opfer genau zu erspähen. Zwei von ihnen bewegten sich endlich so weit aufeinander zu, daß ihre Gesichter aus der Dunkelheit auftauchten. Eins sah das andere mit verständnißvollem, befriedigtem Lächeln an: „Esta dormiendo, el loco, gracias a la madre de Dios.“

Die Lippen des Anderen erweiterten sich zu einem zustimmenden Grinsen über des „Narren“ Sorglosigkeit. Ein leises Zeichengeben vollzog sich im Dunkel, und dann begann ein ruckweises Vorwärtsschieben, von kurzen Pausen unterbrochen, in denen man nichts vernahm, als ein leises Athemholen. Im Schein des Feuers stand ein hoher Busch, der seinen langen Schatten weit rückwärts warf. Mit peinlicher Genauigkeit schritten die Gestalten in diesem Schatten entlang, bis sie hintermalen Blätter hindurch betrachteten sie mit behaglicher Gemüthsruhe einen Körper, wie es schien, von grauer Decke umhüllt und unbewegt ruhend am Erdboden neben dem Feuer. Das Lächeln freudiger Borempfindung wich einem Ausdruck rücksichtsloser Entschlossenheit. Zwei von ihnen erhoben ihre rothigen Flinten mit breitem, aber beschädigtem Lauf, hoben sie leise durch das Gezweig und drückten ab.

Der Lärm dieser Schüsse erdröhnte weithin über die einsame Planura, als ob sie der ganzen Welt verkünden wollten, welche heimtückische That in einem ihrer entlegenen Winkel verübt worden sei.

Als der graue Rauch sich verzogen hatte, sahen die gespannt hinspähenden Menschen, daß der decken umhüllte Körper noch unbewegt dalag. Bei dieser Wahrnehmung brachen die feigen Gefellen in ein triumphirendes Gelächter aus und erhoben sich lustig, als gälte es jetzt einen Spaß. Sie machten sich gegenseitig allerlei Zeichen gratulirender Anerkennung und schritten in die Helle des Feuers.

Da erklang von irgend einem Fleck in der Dunkelheit her ein gellendes Lachen zu ihnen herüber. Es war ein grausiges, dämonisches Lachen, voll Spott, Haß und Wildheit. Es machte sie erstarren wie Wachsfiguren: das gelbe Gesicht, beschienen von dem erlöschenden Feuer, und die dunklen Augen groß und stier nach dem Dunkel der Büsche gerichtet, aus denen das unheimliche Lachen hervorgedrungen war. Das Lachen hatte ihre Sinne so gelähmt, daß sie im Augenblick garnicht an Flucht dachten; sie waren besessenen sie sich und wandten sich schreiend und gestikulirend zum Laufen; doch da erdröhnte der peitschenartige Knall einer Büchse, und gleichzeitig that ein Mann einen bitteren Schrei, drehte sich einmal um und taumelte langhin nieder. Das dicke Gebüsch verberg bald die Spur der Anderen.

Still war's wieder in der Wildniß. Das halb-erlöschene Feuer beleuchtete schwach die decken umhüllte Form, sowie den hingestreckten Körper des todtten Menschen. —

„Nun seid Ihr auch noch nicht viel besser daran,“ sprach der Fremde mit trockener, heiserer Stimme.

„Doch, doch,“ erwiderte Jimmy, „ich bin ihnen jetzt Einen vor,“ worauf der Andere bemerkte, daß ihrer doch immerhin noch sieben sein möchten. Die beiden Männer hatten die Nacht im dichten Gebüsch verbracht und näherten sich jetzt dem Lager. Die Sonne warf ihre ersten, wärmenden Strahlen über die graue Steppe und ihr Buschgewirr. Die oberen Zweige erschienen in goldigem Licht, während die Schatten unter ihnen ein bläuliches Dunkel bildeten. Plötzlich entfuhr dem Fremden ein unterdrückter Schreckenslaut. Er war an eine Stelle gekommen, von der er, durch eine Oeffnung im Dickicht spähend, einen klaren Anblick vom Gesicht des Todten hatte. Nachdenklich sah der Erstere hin. Ueberall erweckte der liegende Strahl der Sonne die Natur zu neuem Leben; dort aber, auf winzigem Fleck, verharrte der starre, unbesiegbare Tod.

„Oh,“ sagte Jimmy, der im nächsten Augenblick auch den Erschossenen gesehen hatte, „ich dachte zuerst, es sei der Jobo; würde allerdings sonderbar gewesen sein nach dem, was ich ihm gestern gesagt.“ Sie legten ihren Weg fort, der Fremde nur zögernd, Jimmy aber in zunehmender Neugierde. Bald standen sie neben dem Todten und betrachteten ihn mit ernstem Schweigen.

„Ich kenne den Burschen,“ murmelte Jimmy endlich, „er heißt Pedro Sanchez; hätte auch was Besseres thun können als Menschenmenschen zu wollen; war aber sein Lebtag ein . . .“

Der Fremde, der jedenfalls noch nicht lange im Lande war, konnte solchem Anblick augenscheinlich nur schwer Stand halten.

„Um Himmelswillen,“ unterbrach er Jimmy's Ausführungen, „spricht nicht in dieser Weise.“

„In welcher Weise? Ich wollte Euch nur sagen, daß der da nichts Besseres verdient hat.“

Nach kurzem Stillstehen antwortete der Fremde: „Gewiß, mag wohl sein, aber —“ er bewegte abwehrend die Hand, „spricht leiser oder sonst etwas; ich weiß nicht, was es recht ist, es geht schon wieder vorüber, denk' ich, aber . . .“

„Nun, schon gut,“ sprach Jimmy beschwichtigend, dem seltsamen Gebahren des Anderen nachgebend und den Kopf senkend. Doch in derselben Minute verwandelte sich sein besonnener Ernst in lästliche Berwünschungen, und die Fliche entfuhr ihm mit erschreckender Geläufigkeit. Er hatte nämlich den Inhalt der zusammengebündelten grauen Decke untersucht und nebst vielen anderen Dingen seine Bratpfanne hervorgezogen: es war nur noch ein breiter Ring mit langem Stiel. Eine der beiden Ladungen, bestehend aus Steinplittern, Eisenstückchen und dergl. hatte die Mitte getroffen.

Jimmy hielt seine ihm unentbehrliche, jetzt aber so geschändete Pfanne hoch, indem er sie hin und her drehte. Er suchte, bis er zufällig die Abwesenheit seines Gefährten wahrte; doch einen Augenblick später sah er ihn mit dem Pferd aus dem Busch daher kommen. Schweigend und wie geistesabwesend hantirte der Fremde an seinem Thiere herum.

„Nun, wollt wohl fort?“ fragte Jimmy.

Des Angeredeten Hände tasteten unsicher am Zaumzeug umher. Einmal schalt er auf die Schnalle, als ob sie das Bittern seiner Hände verursachte; ein anderes Mal wandte er sich, um auf des Todten Gesicht zu sehen, das die Sonne jetzt hell beschien. Zuletzt rief er:

„Oh, ich weiß ja, wie die ganze Sache zuging; aber ich fühle, als läge mir ein Bleigewicht auf der Seele.“ Und er wandte das Gesicht mit schmerzlichem Ausdruck noch einmal um nach dem todtten Mann. „Mir ist, als ob er mich anklagen wollte, als ob . . .“

„Aber,“ sagte Jimmy verwirrt und ihn groß ansehend, „Ihr habt ihn doch nicht erschossen; ich erschoss ihn.“

„Ich weiß, aber ich fühle ähnlich so; ich kann's nicht los werden.“

Jimmy schüttelte mit dem Kopf und wollte etwas antworten, als Schüsse erdröhnten und verworrenes Geschrei und Gerufe aus den Büschen zu ihnen drang. Des Fremden Pferd machte einen hohen, zuckenden Sprung, schnob wild auf in plötzlicher Angst, fiel auf's Knie, strampelte sich wieder hoch und raste davon.

„Das kommt vom Erzählen,“ rief Jimmy ärgerlich. Beide hatten sich platt auf den Boden geworfen und beschäftigten das Dickicht. Jimmy wies hin, wo der Rauch über den Buschspitzen emporträufelte. Er umspannte fester den Revolver, die Waffe hob sich langsam vom Boden und zeigte mit dem blanken Lauf nach dem Gebüsch.

„Hallo, Jobo!“ rief Jimmy nach der Richtung hin, „habt Ihr Eure rostigen Flinten schon wieder geladen?“

Es blieb still um sie her.

Der Sonne prächtige Strahlengarben warfen sich über den weiten Busch und malten den fernen Dunst im Westen mit schwachrothem Licht, und hoch in der Luft flog ein großer Vogel mit langsamem Flügelschlag kreisend umher.

„Ihr da, kommt nur heraus!“ rief Jimmy wieder in das Gebüsch hinein; „ich will Euch zeigen, wie man schießt, wenn Ihr's denn nicht anders wollt. Was Ihr da thut, ist keine Art und Weise.“

Keine Antwort, und im Busch kein Laut.

„Sie sind fortgegangen,“ sagte der Genosse neben ihm, indem er spähend den Kopf etwas hob.

„Glaubt das nur nicht,“ erwiderte Jimmy, der durch allerlei spöttische Anekdoten die feigen Angreifer zu reizen und aus dem Dickicht hervor zu locken versucht hatte. „Glaubt das nur nicht, sie sind da, wohl alle Sieben.“

„Woher wißt Ihr das?“

„Weil ich's weiß. Sie lassen so schnell nicht ab. Hebt Euren Kopf nicht, oder sie geben's Euch!“

Während dessen durchforschten seine Augen unausgesetzt das Gebüsch. „Sie sind da, sicherlich, vergeßt das nicht!“

Und wieder hob er seine Stimme und rief seine Feinde an.

„Jobo, sieh' mal her! Seid Ihr da noch nicht müde vom Herumrutschen? Ihr solltet man lieber nach Hause gehen und schlafen, etwas Anderes thut Ihr ja sonst auch nicht gern. Laßt Euch wenigstens 'n bisschen sehen, Caballeros; Ihr seid doch nicht etwa bange, daß ich schieße, wie könnte ich das wohl thun? Eure schmutzigen Stroheckel sind Euch wohl schon heruntergefallen — vor Angst natürlich; sammelt sie mal wieder auf und laßt Euch dann mal hier sehen, Ihr feigen Hallunken!“

Die Antwort war ein plötzliches Durcheinander von wilden Flüchen, hervorgehoben mit häßlichem Haß und auf Jimmy alles erdenkliche Unglück herabschreiend. Es war, als ob Jemand einen ständig voll boshafter Affen und wilder Katzen wüthend gemacht hätte.

Jimmy kicherte vor sich hin über den Erfolg seiner Rede. Doch bald begann er ärgerlich zu werden, denn seine versteckten Feinde nannten ihn ein über das andere Mal einen rothhaarigen Feigling, eine Memme, die nur im Dunkel die Hand ballte, einen Grüntling, der schon davonlief vor dem Schatten solch' ehrenwerther Señores, wie sie doch seien. In der That, sie belegten ihn mit all' den Eigenschaften, die er an ihnen zu kennen glaubte. Man konnte ihm nur zu gut ansehen, wie all' die infamen Lebensarten ihn bitter beleidigten, während er dalag auf dem Boden, die Lippen zusammengepreßt, das zornfunkelnde Auge nach dem Gebüsch gerichtet, in zuckender Faust die Waffe fertig zum Schuß.

* Er schläft, der Narr; Dank sei der Mutter Gottes.

„Ich will's dafür wissen,“ rief er endlich in heiserem Tone. „Ich halt's hier nicht mehr aus. Die Wuth frisst mich auf. Es muß heut' ja doch zu Ende . . .“

„Keinen Zoll weiter!“ rief sein Gefährte streng und ihn gleichzeitig am Fuße zurücktreibend.

„Nun, was soll's denn noch,“ erwiderte Jimmy, wieder zum Aufsprunge bereit.

„Biegt den Kopf herunter!“ rief der Andere mit schriller Stimme.

Zu spät. Als die Schüsse daher dröhnten, stieß Jimmy ein stöhnendes Grunzen aus und lehnte sich einen Augenblick auf den Ellbogen, während sein Arm sich schüttelte wie ein Zweig im Winde. Dann sprang er noch einmal auf, blutend und schwankend, das Gesicht durchzuckt von Schmerz, das Auge von seiner letzten Leidenschaft wild durchzuckt. Die Feinde kamen jetzt schnell und fahenartig heran.

Die Vorgänge der nächsten Augenblicke entwickelten sich zu einem verschwommenen Bilde, zu einem wirren Traum, in dem das Rascheln

der Füße, der Knall der Schüsse, Klagen und Schreien herordrang, während aus dem walleiden Rauch wutverzerrte Gesichter, gleich gelben Masken, auftauchten und dann wieder verschwanden, als knatternde Schüsse sie in schneller Folge zurücktrieben, in's bergende Buschwerk hinein.

Der Fremde saß nieder, legte die elschüssige, noch ranchende Winchesterbüchse bei Seite und wandte sich seinem unglücklichen Gefährten zu. Er fühlte ein tiefes Erbarmen mit dem Sterbenden, dessen Leben zwar wohl nicht viele Gutthaten aufzuweisen haben mochte, dessen gewaltfamer Tod aber doch manche Verfehlungen sühnte. Voll und groß hob Jimmy noch einmal das Auge zum fernen, klaren Himmel empor und schloß es langsam wieder. In weichen, warmen Luftwellen strich der Wind über die einsame Planura und bewegte flüsternd die Gräser um das Haupt des Sterbenden; schmeichelnd und kosend säuselten sie hin und wieder, als fängten sie leis ein tröstend Sterbelied.

Der Fremde saß noch immer am Boden, wischte

sich mit dem Ärmel Schweiß und Staub aus dem Gesicht und beobachtete drei der Angreifer, die, wohl verwundet, humpelnd und stolpernd davongelaufen waren. Sie wandten sich um und sahen nach ihm. Er hob drohend den Arm mit der Waffe. Sie standen während eines Augenblicks still und schienen zu überlegen; dann aber verschwand sie mit einem Fluch im Gebüsch. Er stand auf, klopfte seine weiche Decke, die vom Trampeln der Füße schmutzig geworden war, sorgfältig ab und legte sie über Jimmy's Körper. Dann wandte er sich schwankenden Schrittes dem Dickicht zu; vielleicht hoffte er, sein Pferd irgendwo zu finden, um damit den nächsten Pueblo (Ort) zu erreichen, der einen guten Tagritt entfernt war. Langsam und müde bog er das Gezeuge auseinander und verschwand in demselben. Hinter ihm schlugen Blätter und Zweige wieder zusammen und wandten sich dem Todten zu. Sie nickten und schaukelten und schlangen sich allgemach wieder ruhig, und nichts unterbrach mehr den Frieden der Wildnis. —

Feuilleton.

Haidebild.

Die Mittagsonne brüht auf der Haide,
Im Süden droht ein schwarzer Ring.
Herbustet hängt das magere Getreide,
Behaglich treibt ein Schmetterling.

Ermattet ruh'n der Hirt und seine Schafe,
Die Ente träumt im Hirschkraut,
Die Ringelnatter sonnt in tragem Schlafe
Unregbar ihre Tigerhaut.

Im Dickzack zuckt ein Bliz, und Wasserfluthen
Entfürzen gierig dunklem Felt.
Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Fluthen
Erlösend meine Haidewelt.

Textes von Villancron.

Heimkehr. Ein echtes Strandbild von der Ostsee: Weit geht der Blick, bis Sand und Meer in Eins verschwimmen; von dem Strande auf steigen die niedrigen, nur mit spärlichem Grün besetzten Dünen, mit dem Giebel schauen die niedrigen Hüften des Fischerdorfes herüber. Würden sie auch, wie so oft, garnicht sichtbar, das dahinter gelagerte Fischerdorf wäre durch die auf dem Strande frei liegenden Boote zur Genüge bezeichnet. Darüber spannt sich Grau in Grau lastend der Himmel. Dazu noch das regelmäßige und gleichförmige Klatschen des Meeres, von dessen Wellen die leichten schaumigen Ausläufer an den kleinen Strandkämmen hinaufklettern, oft auch darüber hinauf und im Sande Tümpel bilden — es giebt kaum eine Landschaft, in der sich die monotone und melancholische Stimmung dem einsamen Wanderer schwerer und drückender auf's Herz legt. Ein Fischerboot naht dem Strande. Im nächsten Augenblick wird das Boot von der letzten Welle emporgehoben und wird knirschend auf's Klatsch fahren. Das letzte Stück muß es dann durch's Wasser gezogen werden. So weit als möglich also hinauf auf den Strand! Mit aller Kraft legt sich der eine Ruderer noch einmal in den Riemen; der andere hat ihn schon eingezogen und greift nach der Kette, um im nächsten Augenblick hinauszuspringen und das Boot weiter zu ziehen. Es wird einen gehörigen Stoß setzen, man muß Acht geben. Der alte Graubart am Steuer lenkt scharf spähend so, daß das Boot im rechten Winkel auffährt. Die freie Rechte ballt er zur Faust, als brauche er in der Erwartung des Stoßes ein Gegengewicht. —

Die Ruinen von Palmyra. An der großen Karawanenstraße, die Syrien mit Seleucia, das Mittelmeer mit dem Persischen Golf verband, lag das alte Palmyra. Das eigentliche Emporbühen der Stadt fällt in das letzte Jahrhundert v. Chr. Aus kleinen Anfängen schlangen sich die Palmyrer zu den Hauptvermittlern des Handels zwischen dem Osten und dem Westen empor. Was heute der Suezkanal ist, war früher in erster Linie der Landweg durch die Syrische Wüste und Mesopotamien. In der Zeit der Blüthe entstand eine Reihe von herrlichen Bauten, deren Ruinen noch heute Bewunderung erregen. Die griechische Zivilisation traf sich hier mit der Kultur des

Ostens. Aber maßgebend wurde die griechisch-römische Kunstströmung. Sie erhielt in Palmyra namentlich in der Baukunst eine derartig prunkvolle Ausgestaltung, wie sie im Alterthum niemals an irgend einem anderen Ort erreicht worden ist. Eine prächtige Schilderung der Ruinen jener alten Bauten giebt Dr. Max Freiherr von Oppenheim in seinem reich ausgestatteten Reiseverf. „Vom Mittelmeer zum Persischen Golf“ (Berlin, Dietrich Reimer), aus der wir Einiges hierher setzen:

Die uns erhaltenen Reste des alten Palmyra machen auf den Beschauer einen überwältigenden Eindruck, besonders auch deshalb, weil sie so ganz unvermittelt in der Wüste ihm entgegen treten. Von der mehrere Kilometer langen Säulenhalle, die einst die Stadt in ihrer ganzen Länge durchzog, giebt gegenwärtig noch eine stattliche Anzahl Säulen Zeugniß. Gekreuzt wurde diese Säulen-Allee von mehreren anderen Straßen, die gleichfalls von Säulenreihen eingefast waren. Die Säulen zeigen etwa in drittel Höhe Konjolen, die in früherer Zeit die Statuen berühmter Männer getragen haben, von denen heute jedoch keine einzige mehr steht. Ein prachtvolles Thor im südlichen Theile der Stadt öffnet seine Hauptbogen einer die Säulen-Allee kreuzenden Querstraße, während durch zwei kleinere Bögen zwei Nebenstraßen führen, die im spitzen Winkel die Hauptstraße schneiden. Sämmtliche Bauten von Palmyra bestehen aus einem wenig widerstandsfähigen weissen Kalkstein, der vielfach eine gelbliche Farbe angenommen hat. Die Säulen haben in ihrem unteren Theile vielfach durch Frostion stark gelitten und dadurch das Aussehen von angefaulten Baumstämmen erhalten. Höchst auffällig treten dazwischen einige Granitsäulen hervor.

Am Süden der Hauptstraße steht der große Tempel, welcher der Lokalgottheit, dem Sonnengotte Bel, geweiht war. Das Tempelgebäude hatte einen gewaltigen Umfang. Es stand auf erhöhter Terrasse und war mit Mauern umgeben, die 15—16 Meter hoch waren und von denen jede einzelne auf der inneren Seite eine Länge von 235 Metern hatte. Hüte sind nur noch Trümmerreste vorhanden, aus denen aber noch ganze Säulenreihen, die mit Architraven geschmückt sind, emporragen. Ueber hundert Säulen des modernen Palmyra haben in dem Tempel Platz gefunden. Sie sind auf dem Schutt, der den Boden oft mehrere Meter hoch bedeckt, errichtet oder maulerisch zwischen herrlichen Bögen und Säulen eingebaut. Als Material sind oft die wunderschönen Säulen, Kapitälle und reichgeschmückten Steine des alten Tempels verwendet. Ganze Straßen ziehen sich bergauf bergab im Innern des Niesenbaues hin. Ein kleiner Theil des Tempels muß in alter Zeit schon zur Moschee umgewandelt worden sein; hier finden sich die am schönsten erhaltenen Ruinenreste. Hier sieht man noch wunderliche Plafonds und Wanddekorationen mit Benutzung des Thierkreises und geometrischer Figuren, ferner zierliche Blumenquirlen, Kapitälle, Reliefs und Dekorationen der mannigfaltigsten Art. Die Fassaden einzelner Bauwerke besitzen eine auffallende Ähnlichkeit mit manchen Fassaden unserer europäischen Großstädte. Auf der anderen Seite zeichnen sich die Außenmauern durch ihre gewaltige Einfachheit aus. Deutlich lassen sich an den Tempelmauern die Spuren späterer Umbauten erkennen.

Eine charakteristische Eigentümlichkeit von Palmyra bilden die zum Theil reich mit Ornamenten ausgestatteten vieredigen Grabthürme, welche die Erdbegräbnisse der vornehmen palmyrenischen Familien darstellen. Die Thürme sind mehrere Stockwerke hoch und haben im Inneren Kammern, die zur Aufnahme der Särge und Nischen-

urnen dienen. Ein solcher Thurm hatte sechs Stockwerke und Abtheilungen für 480 Todte; er war 111 englische Fuß hoch und hielt unten 33 1/2, oben 25,8 Fuß im Geviert. Innerhalb der Kammern waren Darstellungen der dort bestatteten Personen im Hochrelief angebracht, gewöhnlich mit Inschriften, die den Namen und das Todesjahr der Verstorbenen nach der seleucidischen Aera enthielten. Heutzutage findet sich kaum ein einziges der Reliefs an seiner ursprünglichen Stelle vor. In den Gräbern sind auch noch Mumien gefunden worden. Die Art der Behandlung der Mumien, der dazu verwendete Balsam und der Stoff erinnern an die Einwickelung und Präparierung der ägyptischen Mumien.

Seine Existenz in der Wüste verdankt Palmyra zwei mächtigen Quellen. Einige hundert Schritt südlich vom Ausgang des Gräberhales bricht aus einer tiefen Felsenhöhle ein Bach hervor, dessen warmes und stark schwefelhaltiges Wasser man trinkbar macht, indem man es in einem Gefäß eine Zeit lang stehen läßt und dann nur den oberen Theil vorsichtig wegschöpft. Eine zweite Quelle mit besserem Wasser entspringt nördlich vom Sonnentempel, umfließt den Bau auf der Nord- und Ostseite und vereinigt sich im Osten desselben mit dem ersten Wasserlauf. Diese beiden Bäche bewässern einen die Ruinenstadt im Süden und Osten umgebenden Kranz von Gärten, deren üppig grüne Vegetation selbst die Gluthen der Sommerhitze nicht verbrennen können und die inmitten der Wüste mit ihren hohen Granaten, Feigen und Weinanpflanzungen, zwischen denen sich maulerisch einige Dattelpalmen geltend machen, einen bezaubernden Eindruck hervorrufen. Den Gärten schließen sich Getreidefelder an, die nach Südosten sich etwa 20 Minuten weit hinziehen.

Für die Bedürfnisse des alten Palmyra genügten diese beiden Quellen sammt den zahlreichen Brunnen, von denen noch heute mehrere erhalten sind, jedoch nicht. Damals war eine Wasserleitung angelegt worden, die aus einem Stauwerk Quells- und Regenwasser der Stadt zuführte und deren Spuren sich durch das Gräberthal bis in das Gebirge nach Nordwesten hinauf verfolgen lassen; außerdem dürfte jedes Haus eine Sammelstelle für den Regen besessen haben. —

Niemals ist eine große Entdeckung über Nacht durch plötzliche Eingebung dem Hirn eines genialen Menschen entsprungen. Sie ward angehaucht und wuchs langsam, bis sie ihre prächtige Blüthe auf dem Boden eines besonders reifen Menschengeistes erschloß, um zu duften durch ihre Zeit bis in fernere Tage. —

G. v. Buchwald.

„Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter.“

Laßt mir die jungen Leute nur
Und ergebt Euch an ihren Gaben!
Es will doch Großmama Natur
Manchmal einen närrischen Einfall haben. —

Goethe.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!